

Frau als Mann, Mann als Frau

Im Alten Schauspielhaus spielt Tina Eberhardt den Hamlet

Von Inge Bäuerle

„Die Welt ist aus den Fugen“, konstatiert der Dänenprinz, als er zu ahnen beginnt, dass etwas faul ist in seinem Staate. In der aktuellen „Hamlet“-Inszenierung im Alten Schauspielhaus bekommt die dämmernde Erkenntnis, dass der Tod seines königlichen Vaters und die noch plötzlichere Wiederverheiratung seiner wenig trauernden Mutter irgendwie zusammenhängen, eine zusätzliche Dimension. Der Regisseur und Intendant Carl Philip von Maldeghem hat die Hauptrolle des Shakespeare-Dramas mit einer Frau besetzt – und mit was für einer: Tina Eberhardt als androgyner Hamlet, der so verletzlich-zart wie fies sein kann, begeistert Publikum und Kritik gleichermaßen.

Doch damit nicht genug. Hamlets Studienkollegen Rosenkranz und Gildenstein werden von einer Frau und einer (geschlechtslosen) Puppe verkörpert, und in den Roben von Hamlets Mutter, Königin Gertrud, steckt mit Christoph Wieschke ein Baum von einem Mann. „Es geht darum, die Sehgewohnheiten aufzuarbeiten“, erklärt der Schauspieler, „die Zuschauer sollen anders und genau hinschauen.“ Der Geschlechtertausch auf der Bühne schaffe Distanz und helfe so, Prozesse, Beziehungen und Machtverhältnisse zu beleuchten und kritisch zu hinterfragen.

Legendär gewordene Darstellungen

Das Alte Schauspielhaus steht mit seinem „cross-casting“ also in allerbesten Tradition: Zum einen wird Shakespeares genereller Freude an Ambivalenzen und Grenzüberschreitungen in Sachen Sex, Sexus und Weltordnung Rechnung getragen, zum anderen hat sich längst eine regelrechte Gegenpraxis zum elisabethanischen Theater, in dem grundsätzlich alle Frauenrollen von Männern gespielt wurden, entwickelt: Vom ausgehenden 18. Jahrhundert an eroberten Frauen als Hamlet nicht nur die ihnen bis dahin verbotene Bühne, sondern auch ihre tragenden Rollen. Die legendär gewordenen Darstellungen von Sarah Bernhardt, Asta Nielsen und Angela Winkler spiegeln die historischen Entwicklungen und ihre Konsequenzen für das



Christoph Wieschke als Königin Gertrud und Tina Eberhardt als Hamlet wollen Seegewohnheiten durchkreuzen.

Foto Altes Schauspielhaus

Verhältnis der Geschlechter von der anbrechenden Moderne bis in die Gegenwart.

Doch was ist es denn nun, was den Hamlet so weiblich macht? „Eine gewisse Weichheit im Auftreten“, sagt Tina Eberhardt, die bereits in anderen Shakespearestücken mit dem Mannespiel spielte. „Hamlet ist keiner, der seinen Platz beansprucht, sondern eher ein unsicherer Typ, der nachdenkt, noch mal nachdenkt, und dann erst etwas tut.“ Das stehe ganz im Gegensatz zu Gertrud, so Christoph Wieschke: „Die Dominanz dieser Frau, ihr Herrschaftsbewusstsein, ihr Wunsch, die Kontrolle über vieles zu haben“, seien Züge, die man dem so genannten starken Geschlecht zuordne.

Doch verallgemeinern dürfe man nicht, schränken beide gleich darauf ein. Das ist in einer Zeit, in der Kanzlerinnen den Willen zur Macht demonstrieren oder schwitzende, bärtige Machos zu kosmetisch und modisch versierten Metrosexuellen à la David Beck-

ham mutieren, auch schwer möglich. Trotzdem haben die beiden Schauspieler mit ihren Rollen unterschiedliche Erfahrungen gemacht: Während die zierliche Tina Eberhardt in ihrem Unisexkostüm, weißes Hemd und Jeans, höchstens ein wenig jungenhaft wirkt, erntet Christoph Wieschke, auch wenn er im Verlauf der Proben sein komödiantisches Gebaren „zurückgefahren“ hat, allein für seine Montur zahlreiche Lacher. Warum das so ist, kann Wieschke, der in der Komödie am Marquardt schon so manche Travestie-Erfahrung gemacht hat, sich nicht erklären.

Klamauk und Tragik

Doch auch den Gegenpol erlebt er allabendlich: Wenn er über Ophelias Tod seine Falschsetzung anstimmt, schweigt das Publikum fast ängstlich ergriffen. Da ist geschafft, was die beiden wollen: Das Nebeneinander von Klamauk und Tragik, „denn Shakespeare-

Aufführungen waren zu seiner Zeit immer Happenings“. „Und dass es egal wird, ob eine Frau oder ein Mann im Kostüm steckt“, so Tina Eberhardt, die bei den Proben bewusst vermieden hat, „zu denken, ich muss jetzt einen Mann spielen“, sondern versuchte, „dem was Hamlet erfährt, auf die Spur zu kommen, dem Druck, dem er ausgesetzt ist, der inneren Unruhe“.

Was das Verhältnis der Geschlechter außerhalb des Theaters angeht, so glauben die beiden Schauspieler, „dass sich die alten Polaritäten zwischen den Geschlechtern langsam auflösen“. Ob das gut tue, bezweifeln sie allerdings: „Womöglich löst sich so die Menschheit selber aus.“ Geht es also beim Mann-oder-Frausein doch wie im zentralen Hamletmonolog ums „Sein oder Nichtsein“?

■ Weitere Aufführungen: heute, 26., 27., 28., 30., 31. Oktober und 1. November jeweils 20 Uhr und 28. Oktober zusätzlich 16 Uhr

Ohne Frack immer schön locker bleiben

Das RSO Stuttgart startet heute seine neue Konzertreihe „Afterwork“ mit Musik für ein junges Publikum nach Feierabend

Heute Abend beginnt die neue Konzertreihe des Radio-Sinfonieorchesters Stuttgart in der Liederhalle: „Afterwork – Die RSO Proms“. Annette Eckerle hat sich mit dem Manager des RSO, Felix Fischer, über den Neuling in Stuttgarts Konzertlandschaft unterhalten.

■ Herr Fischer, heute startet das Radio-Sinfonieorchester seine neue Reihe „Afterwork – Die RSO Proms“. Haben wir nicht schon genug Konzerte in Stuttgart?

Stuttgart hat ein so großes, vielfältiges Publikum, das in der Vergangenheit immer wieder gezeigt hat, dass es auf unterschiedliche und neue Angebote reagiert. Deshalb, denke ich, wird diese Reihe ihren Platz im Stuttgarter Konzertleben finden. Die Idee zu „Afterwork“ ging uns ja schon einige Jahre durch den Kopf, ausgehend von den positiven Erfahrungen, die wir mit den Mittagskonzerten gemacht haben.

■ Ist das Projekt „Afterwork“ ein kleiner Markstein in der Orchesterbiografie, im Sinne von jünger, offener?

Ja. Dahinter steht die Idee, vor allem jüngere Leute zu interessieren, die sich von der Form des zweistündigen Abonnementkonzerts mit seinem ganz bestimmten Ritual nicht angezogen fühlen. Deshalb gibt es keine Programmhefte, sondern Moderatoren aus allen Bereichen von Funk und Fernsehen. Wir werden aber nicht die Forderung nach bunten kleinen Häppchen befriedigen und gleichzeitig den Niedergang kultureller Werte beklagen. Anders gesagt: Wir nehmen mit der Reihe „Afterwork“ die bekannten Publikumsstudien ernst und die vielen Rückmeldungen von jungen Leuten an uns, die das Procedere eines normalen Konzerts im Beethoven-Saal als zu formell empfinden. Dennoch werden wir bei unserem Qualitätsanspruch bleiben, weil wir unser künftiges Publikum ernst nehmen und es nicht mit billigen Gags ködern wollen.



Felix Fischer wirbt für Klassik. Foto SWR

■ Das RSO hat mittlerweile eine ganze Reihe von Projekten, die auf junge Leute zugeschnitten sind. Ist die Reihe „Afterwork“ nun das Sahnehäubchen obendrauf?

Es geht auch hier um eine fein abgestimmte Klassik-Konzertreihe, nicht um eine extra auf Jugendliche zugeschnittene Konzertreihe. Wir versuchen hier, wie in unserem Education-Programm „Ohren auf“ unser normales Programm an junge Leute zu vermitteln.

■ In dieser Saison stehen, von Lothar Zagrosek einmal abgesehen, eher junge, weniger bekannte Dirigenten am Pult. Soll „Afterwork“ auch als Experimentierforum dienen, in dem das RSO neue Dirigenten ausprobiert?

Das kann sein, ist aber nicht Teil des Konzeptes. Ausschlaggebend ist immer die Qualität der Dirigenten.

■ Wie sind Sie nun auf Gustavo Dudamel gestoßen, der heute Abend die Premiere von „Afterwork“ dirigieren wird?

Er hat 2004 den Gustav-Mahler-Dirigenten-

wettbewerb der Bamberger Symphoniker gewonnen und macht seither eine kometenhafte Karriere. Außerdem engagiert er sich stark für das Nationale Simon-Bolivar-Jugendorchester in Venezuela. Deshalb gehörte er zu den großen Wunschkandidaten, die ich für das RSO gewinnen wollte.

■ Auf den Programmen von „Afterwork“ stehen ausschließlich bekannte Werke. Warum eigentlich?

Wir Musikmenschen denken ja immer, dass die berühmten Meisterwerke allen Leuten bekannt sind. Davon können wir aber heute gerade bei der mittleren und jüngeren Generation gar nicht mehr ausgehen. Deshalb haben wir auch die Aufgabe, diese Werke in einer adäquaten Form zu vermitteln. Die Suche nach Repertoireisichen und das Fördern von Avantgarde stehen auf einem ganz anderen Papier.

■ Das erste „Afterwork“-Konzert beginnt heute um 18.30 Uhr im Beethovensaal. Gustavo Dudamel dirigiert Werke von Carlos Chavez, Richard Strauss und Manuel de Falla. Moderation: Kerstin Gebel und Michael Matting.

Von Holst kratzt am eigenen Ruf Kein Dank

Von Adrienne Braun

Als der Rechnungshof jüngst meinte, in der Staatsgalerie Unregelmäßigkeiten entdeckt zu haben, rief die Kunstwelt pfui und igit, will da jemand den Ruhm des Direktors besudeln? Soll Christian von Holst, dem dienstvollen Museumschef, noch kurz vor dem Ruhestand eins ausgewischt werden? Von Holst genießt höchstes Ansehen, und zum Abschied am Montag wurde, wie berichtet, der scheidende Direktor tonnenweise mit Lob und Dank überschüttet, sodass kein Zweifel blieb: Hier geht ein souveräner Chef und kluger Museumschef, ein diplomatischer Kämpfer und humorvoller Mensch. Smart, so nannte ihn ein Festredner.

Eine Stunde hat von Holst in freier Rede geplaudert, hat gewitzelt und Anekdoten erzählt. Er dankte den Grafikern und Kollegen in aller Welt, dem Mann, der die Wände des Museums farbig gestaltet hatte, den Ministerialen von Methusalem bis heute. Er dankte der Presse und natürlich seiner Frau, den Mitstreitern und Mäzenen, nur für die beiden wichtigsten Kolleginnen des Hauses hatte er nicht ein Wort übrig: Gudrun Inboden, die stellvertretende Direktorin, und Ulrike Gaus, die Leiterin der Grafischen Sammlung. Kein Dank, keine Erwähnung, sodass sich das Publikum hinterher betroffen fragte: Gab es Krach? Hat man in den vielen Jahren weniger miteinander gearbeitet als vielmehr miteinander gestritten? Hat man sich sogar so verstritten, dass man sich nicht mal mehr mit Anstand Adieu sagen mag? So hat von Holst den Spekulationen Tor und Tür geöffnet und hinterlässt nicht nur Glanz und Gloria, sondern auch den Eindruck, dass der smarte Museumschef wohl nicht immer so smart war – und es hinter der schönen Fassade ordentlich gekriselt haben könnte.

Das Misstrauen des Rechnungshofes konnte von Holst lässig ausräumen, bei seinem Abschied konnte er sich nun allerdings manche Sympathie verspielen haben – übrigens auch durch seine muntere Rede über Frauen. Denn ob er über Mäzeninnen oder Musikerinnen sprach, so waren doch vor allem die „hübschen Gesichter“ und „langen Beine“ das, was ihm zu erwähnen wichtig schien. „Man muss sich mal vorstellen“, sagte ein Besucher hinterher, „dass man bei so einem Anlass über den dicken Bauch eines Mannes reden würde.“

Harald Schmidt spielt im Staatstheater

Am 26. November (Totensonntag!) wird das multimediale Megatalent Harald Schmidt im Stuttgarter Staatstheater gastieren. Er präsentiert im Schauspielhaus sein aktuelles Soloprogramm (Beginn: 20.30 Uhr). Der Erlös der Veranstaltung geht an die Olgäle-Stiftung für das kranke Kind und kommt damit der kindgerechten Gestaltung des Neubaus des Olgahospitals zugute. Der Kartenvorverkauf beginnt an diesem Donnerstag um 10 Uhr an der Tageskasse im Opernhaus und unter der Telefonnummer 0711 / 20 20 90. schl

KULTURBEUTEL

Preis an Stuttgarter Trickfilmer

Beim 8. Internationalen Trickfilm-Wochenende Wiesbaden ist jetzt der Preis des Kulturamts der Landeshauptstadt Wiesbaden an das Studio „Film Bilder“ aus Stuttgart gegangen. Der Preis ist mit einer Prämie von 1000 Euro verbunden.

Korrektur

In der Montagsausgabe wurde in der Würdigung zum 70. Geburtstag von Klaus Heider als sein Geburtsort Göttingen genannt. Tatsächlich wurde er in Göppingen geboren. Die Stuttgarter Galerie Wählant weist darauf hin, dass die Heiderausstellung samstags nicht bis 19 Uhr, sondern von 12 bis 16 Uhr geöffnet ist.

EX LIBRIS

Ruthie, reg dich runter!

Auschwitz ist nicht an allem schuld: Lily Bretts jüngster Roman „Chuzpe“

Von Barbara Schaefer

Ist Ruth Rothwax hysterisch oder hypersensibel? Sicher ist, dass sie sich das Leben schwer macht. Was die typischen Essprobleme von New Yorker Frauen betrifft, verhält sich die Mittfünzigjährige noch vergleichsweise normalhysterisch. Um zu testen, ob sie zugenommen hat, zieht sie ihren roten Mantel an. Der ist so eng, dass er ihr gerade passt. Aber ansonsten ... immer denkt Ruth an das Schlimmste, bei Kopfschmerzen an Hirntumore und bei Anrufen an Hiobsbotschaften.

Will jemand sie besänftigen, antwortet sie mit Selbstironie: „Wenn ich mich beruhigen könnte, wäre ich jemand anders.“ Die Grundgestimmtheit ihres Seins, der Kern ihres Wesens, liegt in ihrer Herkunft, sie ist das Kind polnisch-jüdischer Eltern, und damit kommt die Hauptperson aus dem neuen Roman von Lily Brett einem Alter Ego der Autorin recht nahe.

Lily Brett wurde 1946 als Tochter zweier Auschwitz-Überlebender in einem Durchgangslager in Deutschland geboren und wuchs in Australien auf. Alle Bücher der Autorin, die heute in New York lebt, umkreisen die Lebensgeschichte einer Tochter polnischer Holocaust-Überlebender. „Chuzpe“ heißt Lily Bretts neuester Roman, und es ist ihr bisher heiterster. Hier ist nun der 87-jährige Vater der Protagonistin von Melbourne

nach New York gezogen und mischt das Leben und die Firma Rothwax Correspondence seiner Tochter auf.

Edek weigert sich, den Ratschlägen seiner Tochter zu folgen, er will keinem Leseclub beitreten, lieber lässt er zwei fidele Endsechzigerinnen aus Polen einfliegen, die zu Ruths Entsetzen eine Greencard gewonnen haben und mit ihrem Vater einen sehr vertraulichen Umgang pflegen. Vor allem die gern hauteng gekleidete Zofia schüchtert die auf jedes Hüftgramm bedachte Ruth ein, schon rein figurlich: „Körbchengröße DDDD“, mutmaßt sie. Diese Brüste hätten ihrem Vater einen seelischen Schwinger versetzt, berichtet sie verzweifelt einer Freundin, die ihren Kummer nicht versteht, sondern – wie das ganze Umfeld – Edek liebevoll gegenübersteht. Alles freut sich an seinen Altersnarreteien.

Ruth sinniert, sie würde gerne mit jemandem sprechen, „der so besorgt war wie sie. Sie wollte nicht mit jemandem sprechen, der dachte, alles würde gut. Sie musste einen Juden finden, mit dem sie sprechen konnte. Juden wussten immer, dass nie etwas gut wurde.“ In diesem Stil schaukelt sich der Roman auf den Höhepunkt zu, nämlich auf Edeks Geschäftsidee: Mit seinen beiden Madammen will er ein Restaurant eröffnen, Klops werde es dort geben, Fleischklöße also, denn, so Edek: „Klops braucht der Mensch.“ Und so heißt der Roman auch im Original, „You gotta have balls“, was aller-

dings noch ganz anderes bedeutet, was mit „Chuzpe“ geradezu kongenial übertragen ist. Balls nämlich bedeutet nicht nur Klopse, sondern, um es frei heraus zu sagen: Eier.

Der köstliche Doppelsinn aber ist unübersetzbar, die bedauernde Übersetzerin Melanie Walz, die sonst mit Bravour vor allem Edeks schrulligen Tonfall ins Deutsche brachte, muss bei den Passagen über das Restaurantkonzept ins Schlingern kommen.

„Ruthie, reg dich runter!“ pflegt Edek zu sagen, in einem Land, „was noch hat eine Menge ungebremster Möglichkeiten“, würden sich auch „Klops“ verkaufen. Da Ruthie sich aber nicht runterregen kann, erklärt Edek seinen Freundinnen, es sei auch nicht so leicht „zu haben Eltern, was waren im Konzentrationslager. – Ich glaube, wenn ihre Mum und ich nicht hätten das durchgemacht, dann vielleicht meine Tochter wäre ein bißchen normaler.“ Dies ist eine der berührendsten Stellen des Romans.

Lily Bretts komödiantisches Talent ist beachtlich, der ganze Roman funktioniert nach dem Prinzip des jüdischen Witzes. Es gibt herzlich viel zu lachen – auf düsterer Grundlage jedoch. So etwa, wenn Ruth ihrer Freundin erzählt, sie habe immer gedacht, die hässlichen Zehennägel ihres Vaters seien „eine Folge von Auschwitz“, diese dann nur lapidar antwortet: „Auschwitz ist nicht an allem schuld. Wollen wir am Freitag zusammen essen gehen?“ Leider aber gelingt es Lily Brett nie so recht, lebendige Szenarien



Lily Brett erzählt von Edek im „Land der ungebremsten Möglichkeiten“.

Foto Ohlbaum

entstehen zu lassen. Die Protagonisten reden immer nur, man sieht sie fast nie vor sich, die wenigsten Personen werden wirklich plastisch. Brett scheint sich geradezu davor zu scheuen, Situationen auszumalen. Edek und seine Freundinnen eröffnen ihre Klopsbude tatsächlich, aber von Ruth erfährt man nur, sie sei seit der Eröffnung des Restaurants mehrmals zum Essen hingegangen. Das ist schade. Schließlich wünscht man sich

doch, Ruth, ihrem Vater und den anderen nicht nur bei ihren amüsanten Dialogen zu lauschen, sondern tiefer einzutauchen in das Leben der ganzen New Yorker „Mischpoke“.

■ Lily Brett: Chuzpe. Aus dem Englischen von Melanie Walz. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 333 Seiten, 19,80 Euro. Die Autorin ist am 6. November um 20 Uhr im Literaturhaus Stuttgart zu Gast.